

(Nachdruck verboten.)

## 6) Der Kampf um Bliesener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

„Un id weech och überhaupt nich, wie se Dir det jemacht hat. Die Schleifen da hinten machen Dir ja reine pudlich . . . det mach da man ab!“ . . .

„Wenn id nur nich pudlich bin, is der Schaden noch nich so groß! En anderet Kleid sikt davor denn mal wieder ohne Pudel.“

Grete's Gemütsart war nicht für den rohen Angriff, nur für seine geschickte Verteidigung, das gefiel Herrn Bliesener und am Schluß der Arbeit war sein Dank zum Schrecken Meta's unverhältnismäßig warm.

Es konnte sie auch nicht trösten, daß er ihr darauf zum Spaziergehen galant den Arm bot — es war der linke, an den rechten kam Meta. „War das nu Zufall oder Gemeinheit?“

„Ach, nu sehn Se mal, Herr Bliesener, wie hübsch hier die Blumen sind; det sind Erdbeerbkiten, woll'n wa nich' en paar pflücken?“

„Jewiß, pflück' man Blumen, Fretchen, mit Herrn Bliesener, jewiß . . . Mit eenmal pflückt Fretze Schulk Blumen! Wie niedlich un jesühlvoll mit eemal! . . . So warst de doch früher nich? Da mußt de bei Zeiten wat sejen dhun! . . .“

„Sie sind wert, daß Se jemanzipiert wern, det Se, id weech janich . . .“

„Wat is denn da hinten los? . . . Die zanken sich ja uff Nord!“

Wie ein großer Zieh Hund und ein dürrer Rehpintscher mit Streichholzbeinen standen sie sich gegenüber und blafften einander an.

„Justav, Justav, weißt de wat se zu mir jesagt hat? Olle Kaniile! — Justav, un zu ne Diebin hat se mir jemacht. — Ja . . . wo id in mein janzet Leben . . . jekt uff de alten Dage . . . Justav . . .“

„Frau Bademad! Warum haben Sie das zu meine Tante jesagt? Frau Bademad, id frage Ihnen janz ernsthaft!“

Ei versucht! An diese politischen Verwicklungen hatte sie nicht gedacht! Jekt diplomatisch — sonst ist Bliesener für Meta verloren.

„Nu sagen Se selbst, Herr Bliesener, soll man sich da nich aufrejen! De Kinder erzählen mir, det Ihre Tante meinen Emil immer mit de Faust uf en Kopp jeschlagen hat — det Faulkier lernt schon so nisch in de Schule.“

„Mit de Faust auf en Kopp? Ja? En paar Ohrseigen hab' id ihm jegeben, weil er . . .“

„Denn hast De mir also wieder beschwindelt, Du insamter Bengel! Det Lügen wer' id Da schon ausdreiben! Da! Du hast überhaupt wat bei mir zu jute, von wejen Deinen Gut! Da, Du insamter Bengel! Da! da!“

Fräulein Bliesener hatte Recht, als sie den Jungen seiner Mutter überliefern wollte, sie prügelte wirklich routiniert.

„Wirst De gleich ruhig sein! Ruhig, sag' id! Ja wer Da schon stille kriegen! Da, hast De noch eens! Bist De nu ruhig?!“

„Seh'n Se, Fräulein Bliesener, so sind nu de Kinder! Durch det verdammte Lügen bringen se einen in die fatalsten Lagen. Ja verumeine mir da mit de beste Freinde bloß wegen ihre Schwindeleien . . . Ja denke, Se haben ihn mir halbdod jeschlagen un nu kommt et raus: Een paar lumpichte Ohrseigen — Schade un jede, die vorbeijejungen is, verstecht De, Bengel! . . . Se hätten en man bloß mehr hauen müssen!“

„Det eene Ferd is wech! Wa haben schon den halben Zimmewald nach abjesucht! Un wat det schönste is: Keen Was hat et jesehn! Un en Ferd is doch schließlich keene Mücke.“

„Da is bloß det einzigste,“ sagte Frau Vogler, „wir holen meinen Mann aus't Lokal, der schafft et wieder her . . . Sie haben keene Ahnung, wie fudig der is! — Na, unsonst sikt er nich jekt schon 15 Jahre aus's Rathaus — die Leute oben wissen schon, weshalb —“

„Ach wat, Ihr Mann! Ja habe nie jehört, det se uff de Majistratskanzlei heren können — überhaupt der Kutscher muß

et suchen — wo steckt denn der eijentlich? Wo is denn der Kutscher? — Er sollte doch hier bei'n Wagen und de Ferde bleiben!“

„Wo wir jekommen sind, is er schon wegjewezen,“ berichteten die Kinder, froh, sich wichtig machen zu können.

„Na, sehn Se!“ nahm Frau Vogler wieder das Wort, „daher kommt et! — Er hat sich heimlich jedrückt — ne Bremse hat det eene Ferd jestooken, un da is et durchjejungen, und det andre nu aus Jesellschaft mit. Det einzigste is da: Wir jehn bei meinen Mann un sagen ihm det. Der wird den Kutscher schon finden, un wenn er'n hat — ei weich! Wir red't ihn int Jevissen, det er blut'je Thränen weint — so jutmütig, wie mein Mann aussieht, den Umjang mit's Publikum hat er raus . . . Ja sage Ihnen nur: Kommen Se! Nachher macht sonst der Fuhrherr uns for das Ferd verantwortlich, wo doch alleene der Kutscher det Karnidel is!“

Ein großer Teil war nach dieser begeisternden Rede überzeugt, daß allein in Herrn Vogler das Heil zu suchen sei und folgte seiner Frau. Aber drauken vor dem Lokal bat sie die Anhänger, ihr allein die Mission zu überlassen.

„Er is doch en bisten dick von's velle Siken un Arbeiten un da braucht er sich bloß jekt zu erschrecken, der Schlag rührt ihn, weg is er! . . . Det woll'n wa lieber nich einführen. Ja weech schon janich, wie id's ihn alleene vorbringe, er is ja so nervös — wenn er mir sieht so plöglich, der Schreck denn schon . . .“

Durch den wilden Wein einer kühlen Laube schimmerte seine Bläse.

„Immer bedienen — hier der vierte Dube!“ rief er froh und ahnungslos.

„Un noch mal Treff! Un noch mal Treff Zehne! Hat woll Keener mehr Trumpf?“

„Oho!“ brüllte sein Gegenüber, „nich so stürmisch, junger Mann!“

Herrgott, das war der Kutscher!

„Lieber Karl . . . lieber Karl, das eine . . .“

„Ja, ja, seh Dich man her, Lieschen, da driiben steht meine Weiße bei Herrn Strefow, hier der Wirt. Na, denn also: Nochmal Treff, Herr Strefow — raus mit Eure Däuffer!“

„Aber Karl, das eine . . .“

„Donnerwetter, laß einen doch spielen! Siehst De denn nich, det id 'ne Bombenkarte in de Hand habe!“

„Aber det eine Ferd is doch wech . . . Se sind beide durchjejungen un“ . . .

„Wat! Ein Ferd is wech?“ schrie der Kutscher un sprang auf. „Sehn Se, det hab' id Ihnen zu ver danken, Sie ollet Kameel, Sie! Holen mir da wech von 'n Wagen, det id hier mein Feld verspiele un nu . . . Na warten Se, det Ferd können Sie bezahlen, id denke janich drann! . . . Et wird schon nisch passieren, un et wird schon nisch passieren! . . . Kommen Se man mit, denn hab'n wa een Skat zusammen . . . Jawoll, det hab'n Se jesagt! . . . Woll nich, Sie Kindsvieh? . . . Wo is nu det Ferd?“ donnerte er den ganz Zerknirschten zum Schluß an. „Sagen Se: Wo is det Ferd?“

„Aber det . . . det kann id doch nich . . . nich wissen . . . id . . . id . . . hab's doch ja janich jesehn!“

„Hurra!“ schrien drauken die Anhänger. Herrn Voglers Verfassung war wirklich nicht zum Hurra schreien, und seine Frau war vor Scham einer Ohnmacht nahe.

„Hurra! . . . Wir haben ihm! Schtantepeh, einfach in'n Stall jeloosen is er!“

Der Zwischenfall war nithin glücklich erledigt, und jekt konnten endlich die „kindlichen Spiele“, wie Fräulein Piele's Verhältnis sie immer nannte, Fanchon, Blindeluh, Jek und Bersted, welche das Programm hier sehr richtig als Vorbereitung zum Mittagessen vorschrieb, beginnen. Es waren allerdings bloß noch zwei Stunden Zeit dafür, aber diese wurden gründlich ausgenutzt, und bei diesem Herumjagen kam folgendes zur Strecke: Fräulein Vogler waren von dem Riesen Wulfow die Rockfalten abgetreten, und ihr großer Bruder war auf den glatten vorjährigen Riefernadeln am Boden ausgerutscht und hatte sich den Fuß verstaucht, Bertha Bademad war als Blindeküh gegen einen Baum gelaufen, Herr Nitsche fehlte ein goldner Hemdenknopf, sogar ein ganz echter und sogar ein Andenten an den Onkel einer Jugendfreundin, die jekt in Amerika sein soll, Meta und Grete, schließlich waren beim

Fanahon mit aller Wucht aneinander gerannt, da Meta selbst im Spiel nicht wollte, daß Grete und Herr Bliesener „sich kriegten“; Meta Zademaack unterlag dabei, ganz wörtlich zu verstehen, und bekam Nasenbluten.

„Det hat natürlig de Schulz so einzurichten jenußt — et jieht ja kaum noch jowat Hinterlistijet wie die!“

Gastwirt sein ist ein undankbarer Beruf, Herr Strefow mußte dies heute wiederum erfahren.

Zuerst hatte Herr Ritschke zu bemängeln, daß der Gesellschaft, als sie heiß und abgekostet vom Spielen zum Mittagessen kam, nicht schon das Bier mit dem Gartenschlauch entgegengespritzt wurde. Allerdings meinte er nachher begütigend, als die Kellner „angstbeslügelt“ mit Kränzen von Seideln in den Fäusten herbeistürzten, daß die Verzögerung ihm jetzt erklärlich wäre. „Det Bier mußte nämlich erst noch mal uffjetocht wer'n. . .“

Dann kam die Suppe. „Warum war et bei die Wärmdbde kene Vierkaltjchale, und warum war et kene Gühnerjuppe, wo hier doch de Gühner beinah wild rumloosen, un warum waren Kudeln drinn un nich Fraupen, un warum war so wenig Frünzeuj drinn, un warum war so viel Frünzeuj drinn — hält der Mann uns denn for Biejen?“

„Kalbsbraten. . . Na ja . . . immer Kalbsbraten! . . . Et jieht vielleicht jarnicht anderet wie Kalb!“

Oder aber doch jiebt's wat anderet, des hier zum Beispiel — olle Kuh. . . Ja mühte meinen Mann bloß mal jowat uff'n Disch bringen — drunten wär's un id womöglich ooch! . . .“

„Haben Se mal Kalbssteak mit Champignon jessejen?“ fragte Fräulein Piele Herrn Bliesener, neben dem sie sich gesüßelt placiert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die letzten Forschungen auf den Karolinen-Inseln.

Unter den östlichen Karolinen bietet, wie schon kurz erwähnt, eine Inselgruppe, die auch das „mikroneisische Benedig“ genannt wird, auch dem Altertumsforscher ein interessantes Untersuchungsfeld. Ein Engländer Frederick Christian hat fast neun Jahre in dem westlichen Gebiete des Stillen Ozeans mit Studien zugebracht, in denen er sich besonders mit der Sprache und den Ueberlieferungen der dortigen Bevölkerung beschäftigte; der größere Teil seiner Zeit war den Karolinen gewidmet und zwar den östlichen Inseln, die sich um Ponape und Uele gruppieren. Er hatte erfahren, daß es auf diesen Eilanden Ruinen aus älterer Zeit geben sollte, und hatte die Absicht gefaßt, darüber genaueres herauszubringen. Dies ist ihm durchaus gelungen; seine Forschungen sind aber noch in allgemeinerer Hinsicht wertvoll geworden. Eine große Zahl von Photographien wurden gesammelt, das Inselgewirre von Kanakatal, jenes „mikroneisische Benedig“, kartographisch aufgenommen, die Schreibart der geographischen Namen berichtigt und eine Menge von Studien über die Eingeborenen niedergelegt. Aus letzterem geht hervor, daß die Inselgruppe früher von Negritos besetzt war, einer Rasse, die heute nur noch als Rest der Urbewohner der Philippinen vorhanden ist. Diese alte Bevölkerung der Karolinen wurde später durch Einwanderung von Polynesiern, Melanesiern und Malaien überwältigt und ausgerottet. Hinsichtlich der heutigen Sprache hat Christian einen beträchtlichen Einfluß von Japan her nachgewiesen, indem zahlreiche japanische Worte von den Eingeborenen gebraucht werden, die Nähe Japans zeigt sich auch in der Bauart mancher Häuser und Begräbnisplätze. Soviel von den allgemeinen Ergebnissen dieser jahrelangen Forschungen, und nun noch einiges über die Ruinen des mikroneisischen Benedig.

Christian hatte große Mühe, diese merkwürdigen Bauten, nachdem er sie überhaupt aufgefunden hatte, gründlich zu untersuchen, denn die eingeborene Bevölkerung hat eine große Furcht davor, an diesen durch die Vergangenheit geheiligten Plätzen zu rühren. Sie sind von einem außerordentlich lebhaften Glauben an Geister und Gespenster beherrscht und bevölkert mit diesen Phantasiegebilden besonders diejenigen Stätten, die ihnen aus irgend einem Grunde als geheimnisvoll und ehrwürdig erscheinen. Demnach hielt es sehr schwer, Arbeiter zu gewinnen, die dem Gelehrten bei seinen Nachforschungen behilflich zu sein bereit waren. Sie waren fest davon überzeugt, daß sie als Störenfriede von den erzürnten Geistern bestraft werden würden, und schließlich kam es auch dahin, daß der Häuptling dieser Inseln „König Paul“ die weiteren Arbeiten seitens des Forschers verbot, umso mehr, als eine Influenza-Epidemie ausbrach, die selbstverständlich als Zeichen der Geisterrache aufgefaßt wurde.

Die größte der Ruinen findet sich auf der Insel Kan Tauach und stellt eines der großartigsten Beispiele chloppischer Bauart dar. Der Eindruck wird dadurch noch erhöht, daß als Bausteine hauptsächlich Basalt gebient hat, und zwar in der säulenartigen Form,

in der er sich so vielfach in der Natur findet. Eine gewaltige Mauer von 20—30 Fuß Höhe und etwa 10 Fuß Dide umschließt das Innere des alten Bauwerkes, gebildet aus längs- und kreuzweise abwechselnd übereinandergelegten Basaltsäulen. Ein großer Thorweg und ein kleines Portal bilden die Zugänge zu dem inneren Raume, der die Gestalt eines länglichen Vierecks besitzt. Das große Thor ist von dem dichten Laube eines ungeheuren Moit-Baumes beinahe vollständig überwuchert und verborgen. In älteren Zeiten muß die riesige Mauer noch beträchtlich höher gewesen sein, aber es ist schon manches in dem Laufe der Jahrhunderte zusammengefallen. Eine Reihe roher Stufen führen von dem Thor aus in einen geräumigen Hof, der mit Bruchstücken gestürzter Säulen übersät ist. Dann führt eine zweite rohe Steintreppe in das große Hauptgewölbe oder die Schatzkammer, wo angeblich die Leiche eines alten Monarchen bestattet ist, der den Titel Chau-te-Leur führte.

Es war schwer, die Eingeborenen dazu zu bewegen, ihre Kunde von der sagenhaften Geschichte dieser Ruinen mitzuteilen, allmählich aber gelang es Christian, in ihre Geheimnisse mehr und mehr einzudringen. Vor Zeiten müssen danach die östlichen Karolinen, das Reich von Ponape, weit stärker bevölkert gewesen sein als heute. Als die gewaltigen Bauten geschaffen wurden, über deren Ruinen noch jetzt sogar das verwöhnte Auge eines Europäers erstaunt, waren alle Stämme unter eine machtvolle Dynastie von Königen vereinigt. Der letzte dieses Geschlechts ging bei einem großen Einfall von Barbaren zu Grunde, die angeblich von Pati-Air kamen, womit ein Land im Süden gemeint ist, also wahrscheinlich Neu-Guinea, die neuen Hebriden oder eine andere Inselgruppe von Melanesien. Sie kamen in einer großen Flotte von Kanoes unter dem Oberbefehl eines furchtbaren und stolzen Kriegers Jcho-Kalakal. Die wilden Angreifer warfen sich auf die friedlichen Eingeborenen und rotteten ihre alte Civilisation aus, nachdem in einer großen Schlacht auf beiden Seiten blutige Opfer in großer Zahl gefallen waren. Die Mauern der Befestigungen wurden teilweise eingeschlagen und ihre Verteidiger entweder niedergemacht oder den Kriegsgöttern der Eroberer feierlich geopfert. Der König Chau-te-Leur floh und kam in den Gewässern des Flusses Chapalap in der Nähe des Hafens von Metalanim um. Die gütigen Geister, die Ani, verwandelten ihn jedoch nach dem Volksglauben in einen blauen Fisch, der darum noch heutigen Tags nicht gegessen wird.

Die erwähnte Grabkammer, die den Namen dieses letzten Königs trägt, ist ebenfalls aus gewaltigen Basaltmassen erbaut. Christian veruchte daselbst Ausgrabungen in Angriff zu nehmen, die eine umfangreiche Sammlung merkwürdiger Werkzeuge, Geräte und Schmuckstücken aus Muscheln zum Vorschein brachten, leider aber in der beschriebenen Weise unterbrochen wurden. Neben dem großen Gewölbe befanden sich noch kleinere Gräber, aus denen ebenfalls manches Wertvolle zu Tage gefördert wurde. Diese Gewölbe übrigens werden bis auf den heutigen Tag in eigentümlicher Weise benutzt, indem der Häuptling seine Feinde dort auf gewisse Zeit einsperren ließ, was bei der lindlichen Furcht vor der Dunkelheit und dem unsichtbaren Geistespiel von den Eingeborenen als eine gräßliche Strafe empfunden wird.

Es wäre bedauerlich, wenn die Untersuchungen Christians nicht bald ihre Fortsetzung und ihren Abschluß finden sollten, denn die unvergleichlichen Ruinen sind in einem schnellen Verfall begriffen. Neben Wind und Regen arbeiten besonders die Pflanzen an einer schnellen Zerstörung der ungeheuren Steinblöcke. So erhebt sich an einer Ecke der riesigen Mauer ein 50 Fuß hoher Bananenbaum, der vollständig in dem Mauerwerk wurzelt. Die fadenförmigen Wurzeln haben sich in jede Fuge hinein gedrängt und durch ihr Wachstum die Spalten bis zu großen Löchern erweitert. Der ganze Kolossalbau erzittert jetzt in seiner ganzen Höhe, wenn er von einem starken Winde getroffen wird.

An einer Stelle wurde noch ein merkwürdiges Gerät aufgefunden, bestehend in einer Basaltplatte, die von zwei aus dem Mauerwerk hervorragenden Pfeilern getragen wird. Schlägt man daran, so giebt sie einen hellen klingenden Ton, sie wurde wahrscheinlich als Alarnglocke oder als Musikinstrument zur Begleitung religiöser Feste benutzt. Im Ganzen genommen muß diese Stätte mit ihrem alten Gemäuer und der Umgebung üppigsten tropischen Pflanzenwuchses eine der wundervollsten Plätze sein, die ein Weltreisender zum Ziele eines Besuches wählen kann. —

## Kleines Feuilleton.

**Ik. Im Kieferwald.** Eine der in Norddeutschland vorherrschendsten Pflanzengesellschaften ist der Kieferwald. Seine Bedeutung liegt nicht nur in den großen Flächenräumen, die er beherrscht, sondern besonders auch in der Physiognomie, die ausgedehnte Kieferbestände der Landschaft verleihen. Die stark rissigen Stämme mit ihren unentschieden braunen und nur nach oben hin lebhafteren rötlichen Farbentönen, die am Stamme edig und scharf hervorstehenden Reste abgestorbener Zweige, die trübgrünen, an Vorsten erinnernden Nadeln, der Mangel der Laubholzsträucher als Unterholz und die in der einformigen, mit Nadeln bestreuten Moosbede hier und da hervorbrechenden kahlen Sandsteden, das alles ist nicht dazu angethan, dem Auge des findenden Beobachters freundliche Bilder vorzuzaubern, wie sie der frischgrüne Laubwald in Hülle und Fülle bietet. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Kiefer-

wald überhaupt keine ästhetisch in Betracht kommenden Gefühle anzulösen im Stande sei, sie sind nur anderer Art. Die Stimmungen, die den Wanderer im Kieferwald überkommen, sind mehr beschaulicher Natur. Bei trübem Wetter kann sich der Eindruck, wenn in seinen Strahlen der Sprühregen herabrieselt, bis zur Trostlosigkeit verstärken, er kann sich aber auch bis zu unerwarteter Höhe wieder erheben, wenn die sinkende Sonne an heiteren Tagen die rötlichen Stämme unter den Wipfeln verguldet und die Kronen sich am blauen und weißgelblichten Firmament abheben. Am reizvollsten präsentiert sich der Kieferwald, wo er ein Gewässer umfließt, einen Bach, einen Waldweiher, einen See.

Während die Buche und andere Laubbölzer an den Nahrungsgehalt des Bodens erhebliche Ansprüche stellen, hat die Kiefer sich dem sterilen Sandboden wunderbar angepaßt. Die Form der Nadeln und ihre dicke Oberhaut schützt sie gegen die Austrocknung durch die Sonnenstrahlen, ein Schutz, den die Kiefer auf dem meist wasserarmen Boden sehr nötig hat. Die Nadeln bieten nun zwar den Strahlen der Sonne weniger Angriffsfläche als die breiten Blätter der Laubbäume, aber die geringe Oberfläche und die dicke Oberhaut erschwert auf der anderen Seite wieder die Nahrungsaufnahme aus der Luft, die sogenannte Assimilierung. Dieses Mißverhältnis wird dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß die Nadeln auch im Winter assimilieren, wenn auch in geringerem Maße — der Kieferwald ist immergrün. Nicht, weil, wie im somigen Süden ewiger Frühling die Unterschiede der Jahreszeiten verwischt, sondern gewissermaßen aus Not. Wie die Kiefer, so sind auch ihre Begleiter, wie das Heidekraut, die Preiselbeere, der Wachholder und andere Pflanzen immergrün. Diese Gewächse bilden hier das Unterholz und von der Masse ihres Vorkommens hängt die Physiognomie des Kieferwaldes ganz wesentlich ab. Um Berlin, z. B. bei Birkenwerder, Oranienburg und Erkner kommt der Wachholder in großer Zahl und in ansehnlichen Exemplaren zwischen den Kiefern vor, wodurch jene Waldbestände sehr verschönt werden. In der Dämmerung machen die Wachholderbüsche den Eindruck zwischen den Bäumen hockender Menschengestalten: das sind die Hulemännchen (Goldermännchen) des Märchens und des Volksmundes. Die Trockenheit des Bodens, mit dem die Kiefer vorlieb zu nehmen gezwungen ist, hat noch eine merkwürdige Anpassungserscheinung im Laufe der Zeiten hervorgebracht. Wer kennt nicht die zusammenhängende Dede, die, aus Moos gewebt, den Boden der Kieferwälder fast lückenlos überzieht? Auch in anderen Wäldern fehlt es nicht an Moos, nirgends aber ist ein so gleichförmiger Ueberzug vorhanden, wie man ihn in den meisten Kieferwäldern beobachten kann. Fast immer ist es eine einzige, seltener mehrere Arten aus der Gattung der Schlafmoose (Hypnum), die diese Dede zum größten Teile zusammensetzt. Das Moos und die Kiefern bilden gewissermaßen eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. Der Dienst, den die Moosbede den Kiefern leistet, besteht in der Erschwerung der Verdunstung des im Boden enthaltenen Wassers und in der Fähigkeit, bei Regenfällen enorme Mengen Wasser in ihren dichten verzweigten Rasen festzuhalten und nur langsam wieder abzugeben. Umgekehrt gewährt die Kiefer dem Moos geschützten Boden zur ungehinderten Ausbreitung und den nötigen Schatten.

Bekanntlich wirft die Kiefer ihre Nadeln nicht jedes Jahr ab; die Nadeln leben vielmehr einige Jahre, bis der Wind sie zu der dichten Nadelstreu hinabsetzt, die wir im Kieferwalde beständig mit Füßen treten. Begreiflicherweise verwesen die festen Nadeln viel langsamer, als die Blätter der Laubbwälder. Während diese bald nach den ersten Frühlings-Regengüssen in ihre Zerfallsprodukte sich auflösen und unter grünen Kräutern verschwinden, bleibt uns im Kieferwalde der Anblick der Nadelleichen das ganze Jahr hindurch nicht erspart. Erst wenn im Sommer die Gräser sich ausgiebiger entwickeln und die Grasmelle, Kartäufelmelle, Katzenpfötchen, Habichtskraut und andere Phanerogamen ihre Blüten entfalten, wird der Eindruck freundlicher und besonders an somigen Waldändern gefüllt sich dann hierzu ein eifriges Treiben einer vielköpfigen Insektenwelt, zu der besonders die Ameisen ein zahlreiches Kontingent stellen. —

### Archäologisches.

k. Alte Grabhügel in Rußland. Der russische Archäologe Iwanowski hat sich in seinen jahrelangen Untersuchungen im Gouvernement Petersburg mit der Durchforschung alter Grabhügel befaßt. Das umfangreiche, von ihm gesammelte Material ist jetzt nach einem Bericht der „Revue archéologique“ von dem Archäologen Spizine zusammengestellt und gewürdigt worden. Von den 6000 untersuchten Gräbern gehören die meisten ins 11. und 12. Jahrhundert. In dieser Zeit wurde der Leichnam auf den Boden des Grabes gesetzt, im Rücken durch einen Steinhäufen gestützt und in dieser sitzenden Stellung durch mehrere Bretter zu beiden Seiten des Körpers gehalten. Darauf wurde das Ganze gewöhnlich in Brand gesetzt und über der Asche der Tumulus errichtet. In den von Iwanowski entdeckten Gräbern waren die Beispieler von verbrannten Leichnamen selten. Dagegen war die sitzende Stellung hier beibehalten. Der Tote saß auf einem Aschenhaufen, im Rücken und am Kopf gestützt, die Hände unter dem Unterleib geschlossen und die Füße nach Osten gekehrt. Die Basis der Grabhügel war von großen Steinen umschlossen. Männer und Frauen wurden mit Schmuckgegenständen und ihrer Feiertags- oder Werktagskleidung begraben. Zu Füßen des Leichnams fand man gewöhnlich einen Topf mit Nahrungsilberresten. Säufig wurde der Tumulus durch ein mit Erde

bedecktes Kieselgewölbe gebildet. Unter den gefundenen Gegenständen befanden sich Ohrringe, Halskette von Glasperlen, Ohrgehänge, Ketten, Schnallen und Armbänder. Die Männer trugen Brustschnallen und Gürtel, an denen sie ein Messer, Schleifstein und Feuerzeug befestigten. Waffen, Degen, Lanzenspitzen und Pfeile lagen daneben. Aus den gefundenen Münzen geht hervor, daß diese Gräber im 11. Jahrhundert errichtet sind. Ähnliche Grabhügel aus derselben Zeit befinden sich auch in Twer, Nowgorod und Moskau. Die Grabhügel im Petersburger Gouvernement scheinen von der russischen Bevölkerung errichtet zu sein, weil sie die spezifisch russischen Begräbnisgebräuche aufweisen. Es wäre aber auch möglich, daß ein Teil der Gräber auf die Woti, ein finnisches Volk, zurückzuführen ist, das damals diese Gegend bewohnte und die Gebräuche der russischen Nachbarn sich zum Muster nahm. Darüber können erst neue Ausgrabungen Sicherheit verschaffen. In den Gräbern aus dem 13. und 14. Jahrhundert wurden die Leichname in einem länglichen Graben von circa 0,70 Meter Tiefe, gesetzt oft auch hingelegt und mit Sand und Erde bedeckt. Dadurch wurde ein kleiner Hügel gebildet, über dem eine Schicht von Asche und Kohlen lag. Ein Holzstoß war hier wohl zur Bereitung des Leichnamahles angezündet worden. Endlich erhob sich darüber der Tumulus. An der Basis befanden sich vier bis sechs große Steine, und auf der Spitze war ein steinernes Kreuz aufgestellt. In dieselbe Zeit gehören auch einfache, sehr flache Hügelgräber ohne Tumulus und mit großer Basis, über einem wenig tiefen Graben errichtet, in dem das Skelett lag. Die ältesten Gräber, die Iwanowski erforschte, waren aus dem 8. Jahrhundert und litauischen Ursprungs. In der noch heute von den Woti bewohnten Gegend wurden 25 Gräber gefunden mit Gegenständen von finnischer oder skandinavischer Herkunft, meistens aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. —

### Medizinisches.

— Petroleumtrinker. Die Gesellschaft der Ärzte in Paris hat die Erklärung abgegeben, daß es notwendig sei, gegen die unheimliche Verbreitung des Petroleumtrinkens Maßregeln zu treffen. Anfangs dachte man, daß diese Unsitte durch die erhöhte Alkoholfesterung eingetreten sei; eine Untersuchung ergab jedoch, daß diese besonders in der Vorstadt Bastille schon früher geherrscht habe und augenblicklich stark um sich gegriffen habe. Die Petrolisten zeigen dabei eine große Leidenschaft, behaupten, niemals Kopfschmerz zu haben. Der Petroleumrausch macht auch nicht brutal, sondern nur mürrisch. Auch tritt niemals ein Kater als Folge-Erscheinung ein. Die Ärzte sind über die Wirkung des Petroleumgenusses auf den Organismus noch verschiedener Meinung, halten es aber als Barmittel für sehr geeignet. Jedenfalls können aber die durch Petroleum hervorgerufenen Störungen im Organismus zu tödlichen Krankheiten führen. — (Zgl. N.)

### Astronomisches.

— Kleine Planeten. Die neu entdeckten kleinen Himmelskörper, die sich zwischen den Bahnen des Mars und des Jupiter um die Sonne bewegen, werden bekanntlich seit einigen Jahren zunächst nur mit vorläufigen Bezeichnungen durch die Jahreszahl und fortlaufende Buchstaben versehen; ist die Neuheit eines dieser Asteroiden dadurch verbürgt, daß eine einigermaßen brauchbare Bahnbestimmung erfolgen konnte, so erhält er eine endgültige Nummer, die der Reihenfolge der Entdeckungen entspricht. Nach einer Mitteilung des Recheninstituts der Berliner Sternwarte ist nunmehr die Zahl 444 endgültig vergeben an den am 31. März dieses Jahres von Coggia entdeckten Planetoiden. In der Zeit vom 16. Juli 1898 bis zu dem angegebenen Tage sind Nr. 437—444, also acht kleine Planeten, mit Bestimmtheit entdeckt worden. Nr. 439 hat den Namen Ohio erhalten; er ist von dem Amerikaner Coddington entdeckt worden. Bezüglich der Namengebung überhaupt giebt das Recheninstitut in Uebereinstimmung mit der Redaktion der „Astronomischen Nachrichten“ bekannt, daß es nicht wünschenswert sei, wenn das Prinzip der Bezeichnung durch weibliche Vornamen verlassen würde. Männliche Vornamen sollten keinesfalls zugelassen werden. Dieser Brauch sei bisher nur einmal aus guten Gründen zu Gunsten des Planeten Eros (433) durchbrochen worden, der bekanntlich insofern eine Sonderstellung unter seinen Geschwistern einnimmt, als er der Erde weit näher kommen kann als alle und selbst als der Mars. Unter den älteren Namen befindet sich übrigens merkwürdigerweise ein Neutrum, nämlich Lumen. —

### Meteorologisches.

— Eine eigenartige Himmelserscheinung. Aus Diepholz wird dem „Hann. Cour.“ geschrieben: Eine seltsame Erscheinung wurde hier in den Mittagstunden des 31. v. M. beobachtet. Es war gegen 1 Uhr mittags, als ich auf das Phänomen aufmerksam gemacht wurde, das ich dann bis 1¼ Uhr beobachten konnte. Der Horizont war durchaus wolkenlos. Die Sonne strahlte in ungetrübtter Klarheit vom blauen Himmel hernieder; nur in den unteren Schichten schienen Dünstmassen zu lagern, denn am Rande war die Farbe des Himmels wässrig verschwommen und etwas rötlich angehaucht. Die Luft war völlig windstill und drückend. Der erste Aufblick zum Himmel erfüllte fast mit Bestürzung. Hoch oben erblickte man einen deutlich ausgeprägten Ring von milchig-weißer Färbung, der sich von dem blauen Hintergrunde scharf abhob. Der Mittelpunkt dieses Ringes war der Zenit. In dem südlichen Teil seiner Peripherie stand die Sonne. Da dieselbe jetzt etwa 54 Grad hoch kulminiert, ihr Kulminationspunkt also 36 Grad vom Zenit entfernt liegt, so hat dieser

Ring einen Durchmesser von 72 Grad. In seinem südlichen Viertel wurde er geschnitten von einem zweiten Ringe, in dessen Centrum die Sonne stand. Dieser zeigte in deutlicher Ausprägung die prismatischen Farben in der Reihenfolge des einfachen Regenbogens, also rot nach innen. Seinen Durchmesser schätzte ich auf 40 Grad; er blieb also mit seiner Peripherie noch 16 Grad vom Zenit, dem Mittelpunkt des ersten Ringes, entfernt. Die Färbung dieses Ringes zeigte sich nicht so beständig, wie die des ersteren; bald traten die Farben deutlicher hervor, bald erloschen sie. West- und ostwärts von diesen beiden Ringen begannen um 1 1/2 Uhr sich ein dritter und ein vierter Ring zu bilden, beide von gleichem, aber bedeutend größerem Durchmesser, doch wurden sie nicht fertig, sondern traten, wie beim Nordlicht, fadellartig hervor und verblassten wieder, um im nächsten Augenblick wieder deutlicher hervorzutreten. Der westliche glich einer matten Regengasse und zeigte ein schwaches Regenbogenfarbenspiel; der andere war weißlich. Schließlich schnitten sich beide in ein und demselben Punkte der Peripherie des großen Ringes; ein paar Minuten später verschwanden sie. Auch die beiden andern verblassten nach und nach, und gegen 1 3/4 Uhr war das so höchst interessante Phänomen verschwunden. Auf Befragen erfuhr ich, daß die Ringbildung um 12 Uhr begonnen, der Vorgang also 1 1/4 Stunden gedauert hatte. Eine Nebenform wurde nicht wahrgenommen.

**Technisches.**

— Neues Verfahren der Schnelltelegraphie. Bei den bisherigen Apparaten zur größeren Ausnutzung der Telegraphendrähte als durch den Morse- und den Hughes-Apparat, selbst bei den besten, den übrigen sehr kostspieligen und komplizierten Wheatstone-Apparaten, waren das Haupthindernis die verhältnismäßig schwerfällige Bewegung der zeichengebenden Teile des heutigen Empfangsapparates und die benötigten, ziemlich starken elektrischen Ströme, wenigstens im Vergleich zum Fernsprecher, welcher schon mittels minimaler Stromimpulse ganz gut wahrnehmbare Töne giebt. Diese Ansicht brachte zwei ungarische Elektriker, Anton Pollak und Josef Berag zur Erkenntnis, daß die Bervollkommnung des Telegraphen auf ganz anderem Wege gesucht werden müsse als bisher. Sie richteten ihre Bestrebungen dahin, die minimalen Schwingungen, welche beim Fernsprecher nutzbar gemacht sind, auch in den Dienst der Telegraphie zu stellen. Ihre Bemühungen waren auch, wie die „Technische Rundschau“ mitteilt, von vollem Erfolg begleitet. Bei dem neuen System werden die aufgegebenen Telegramme nicht sofort von Beamten in Morsezeichen abgeklopft, sondern vorher mittels einer Art Schreibmaschine auf einen Papierstreifen mit Morsezeichen angesetzt. Diese gelochten Streifen kommen dann in den Aufnahmeapparat und werden von dort photographisch an die Bestimmungsstation abgegeben. Dies geschieht in folgender Weise: Die Papierstreifen werden mit großer Schnelligkeit zwischen zwei Metallkontakten durchgezogen und erzeugen hierdurch gewisse Stromimpulse in der Telegraphenleitung, welche von hier aus in den Empfangsapparat gelangen. Dieser gleicht aber nicht den bisherigen Apparaten, sondern ist vielmehr ein einfacher Fernsprecher. Die je nach der Richtung der in den Fernsprecher gelangenden Ströme alternativen Schwingungen der Fernsprechermembrane werden nun, nachdem sie vorher nach einem gewissen Prinzip reguliert worden sind, auf einen kleinen Spiegel übertragen, mittels einer feinen Magnetonkonstruktion. Der kleine Spiegel macht eine den Schwingungen entsprechende drehende Bewegung und reflektiert hierbei einen aus einer kleinen Glühlampe auf ihn auffallenden Lichtstrahl auf ein lichtempfindliches Papier. Der so den Schwingungen der Fernsprechermembrane ganz entsprechend sich auf und ab bewegendes Lichtstrahl zeichnet in dieser Weise auf das lichtempfindliche Papier photographisch dieselben Morsezeichen, welche sich auf dem perforierten Papierstreifen des Absendeapparates befinden. Die Vortheile dieses Systems sind klar zu Tage liegend. Während bisher die ganze Arbeit der am Klopfer arbeitende Telegraphist bewältigen mußte, braucht man jetzt überhaupt keine Telegraphisten, sondern nur Leute, welche die aufgegebenen Depeschen mittels der Perforiererschreibmaschine auf Papierstreifen übertragen. Die Anzahl der Telegraphisten aber, die man bis nun verwenden konnte, stand in direktem Verhältnis zur Anzahl der zur Verfügung stehenden Linien, da selbst bei den besten modernen Systemen nur höchstens vier Telegraphisten an einer Linie arbeiten können, während die Anzahl der Schreiber, die man bei dem neuen System braucht, gar keinen Bezug hat auf die Anzahl der Linien. Ein weiterer Vorteil ist, daß bei dem neuen System elektrische Ströme von viel geringerer Spannung nötig sind. Die Versuche, die auf der 650 Kilometer langen Staatstelegraphenstrecke Budapest—Temesvár gemacht wurden, ergaben als Resultat, daß sich ohne Rücksicht auf das Wetter bei 20 bis 25 Volt Spannung ganz leicht 100 000 Worte pro Stunde telegraphieren lassen, daß aber damit die höchste Leistungsfähigkeit des neuen Systems noch durchaus nicht erschöpft ist. Abgesehen von der überraschenden Arbeitsfähigkeit des neuen Systems, hat dasselbe auch noch den Vorteil sehr großer Billigkeit. Nach vorläufigen Berechnungen würde das Abtelegraphieren einer Depesche von 40 000 Worten nur etwa hundert Mark kosten. Zum Schluß sei noch folgendes bemerkt: Bisher hatten Depeschen nur einen sehr zweifelhaften urkundlichen Wert. Bei dem neuen System kann man ihnen hingegen diesen Wert voll und ganz geben. Dem

es ist ganz gut denkbar, daß bei Staatsangelegenheiten und auch bei wichtigeren privaten Aktionen der Depeschenaufgeber dem Telegraphenamt die schon perforiert geschriebene Depesche zur Weiterbeförderung übergiebt. Dieselbe kommt dann in photographischer Reproduktion an ihren Bestimmungsort und hat dann dort vollen urkundlichen Wert.

**Humoristisches.**

— Wie sich der Krauthofbauer zu helfen wußte. Der Krauthofbauer hat auf dem Wochenmarke ein Ferkel gekauft und beabsichtigt nun, zur Heimfahrt die Eisenbahn zu benutzen. Als er indessen frohen Muthes einsteigen will, bedeutet ihm der Schaffner, daß er das kleine Vorstenvieh nicht ins Coupé mitnehmen dürfe. Verlegen kratzt sich das Bäuerlein hinterm Ohr. Da erblickt es auf dem Bahnsteig einen alten Bekannten, der für ein paar gute Worte das Schweinchen an sich nimmt, um es seinem eingestiegenen Besitzer im Augenblick, als der Zug abfährt, wieder zu überreichen.

Und der Krauthofbauer dampft vergnügt schmunzelnd heimwärts und hält während der ganzen, nicht allzulangen Fahrt das Schweinerl zum Coupéfenster hinaus.

— Diese Dichter! Schmierendirektor: „Was, eine gebratene Gänseleule soll in dem neuen Stüd verzehrt werden? Da sieht man ja, wie die Kunst sinkt. Alles nur noch Ausstattung!“

— Die dankbare Witwe. „Du hattest doch einen sehr guten Mann?“

Junge Witwe: „Ja freilich! Arm wie eine Kirchenmaus war ich, als er mich geheiratet, und nun hat er mich so rasch zu einer guten Partie gemacht.“ — („Meggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Im handschriftlichen Nachlasse Theodor Fontanes hat man, nach einer Meldung des „Lit. Echo“, das Manuscript einer vollständigen Hamlet-Üebersetzung entdeckt, die ungefähr aus dem Jahre 1850 stammt und in der Reihe der existierenden Hamlet-Üebersetzungen eine durchaus selbständige Bedeutung gewinnt.

— Mit der Pachtübernahme des Thalia-Theaters durch Paul Firscherger scheint es zu hapern. Berliner Blätter wissen zu melden, daß er die Konzession nicht erhalten habe.

— Ständige deutsche Theaterbesigen in Rußland nur noch Riga und Lodz, nachdem Petersburg und Moskau ihre deutschen Bühnen aufgeben mußten und sich nur noch auf jährliche deutsche Gastspiele beschränken. In Lodz fanden in der Zeit vom 25. September 1898 bis einschließl. 15. Mai 1899 insgesamt 245 Vorstellungen incl. der Nachmittags-Vorstellungen statt.

— Aus der Münchener „Seceussions“-Ausstellung wurde ein Bild von Sievogt „Danae“, wie man wissen will, auf persönlichen und ausdrücklichen Befehl des bayerischen Kultusministers v. Landmann entfernt.

— Wie die „Rürger Post“ erfährt, erlitt Arnold Voedlin in Florenz neuerdings einen Schlaganfall. Sein Zustand ist sehr bedenklich.

— In Brüssel hat sich eine Gesellschaft gebildet, die eine Gesamtansstellung der Hauptwerke des berühmten Bildhauers Jef Lambeaux im Auslande, besonders in Berlin, München, Paris, Schvevningen, in England und in den Vereinigten Staaten veranstalten will. Zu diesem Zwecke ist das berühmte in seinem Marmor für den belgischen Staat angeführte Basrelief „Die menschlichen Leidenschaften“ in Gips abgenommen worden.

— Die im vorigen Winter in Wirksamkeit getretene Vereinigung von Universitätslehrern für vollständige Hochschulkurse ist vom Kultusminister dahin beschieden worden, daß er eine materielle Beihilfe zu leisten nicht in der Lage sei. Die Vereinigung will sich durch die Abgabe nicht abhalten lassen, ihre Bestrebungen fortzusetzen und in der Weise auszudehnen, daß nunmehr die Lehrer sämtlicher Berliner Hochschulen zu einer größeren Vereinigung zusammentreten werden.

— Die Herausgeber von sechsundvierzig der großen deutschen Wäiter Amerika haben sich zu einer „Association“ verbunden. Der Verband will besonders für eigenen Depeschendienst sorgen, um von den anglo-amerikanischen Telegraphen-Bureaus unabhängig zu sein.

— Nach einem Bericht des amerikanischen Consuls zu Bejruth hat sich die Zahl der in Palästina wohnenden Juden, die gegenwärtig 40 000 beträgt, in 20 Jahren um 26 000 vermehrt. 22 000 leben in Jerusalem; etwa 11 000 sind aus Europa und aus Amerika gekommen. 960 jüdische Familien mit 5000 Personen sind in 22 Kolonien verteilt, welche von europäischen Gesellschaften gegründet wurden. Die größte Kolonie zählt 1000 Personen und bebaut 4000 Acres (1 Acre gleich 40,4671 Ar) Land.